

## Sammlung

Ein Wort, welches der religiös-ethischen Sprache der Vergangenheit vertraut war, in neuerer Zeit aber nur selten genannt wird, ist das der Sammlung, des gesammelten Menschen. Doch kommt das, was es meint, uns heute wieder näher, und zwar sind es vor allem Psychiater und Erzieher, die seine Bedeutung zu sehen beginnen. So werden die Gedanken dieser Meditation schon manche Anknüpfung finden.

Um besser zu verstehen, was es meint, wollen wir uns zu Bewußtsein bringen, wie unser Dasein gebaut ist. Es richtet sich nämlich nach zwei Polen aus – jenen verwandt, von denen im Kapitel über Schweigen und Sprechen die Rede ist. Der erste ist die Innerlichkeit des Menschen, seine Mitte. Was diese »Mitte« ist, wäre nicht leicht zu sagen; aber jeder, der das Wort von sich selbst her spricht, weiß, was er damit meint: den Beziehungspunkt nach innen hin; das, was macht, daß seine Kräfte, seine Eigenschaften, seine Gesinnungen und Handlungen kein Durcheinander, sondern eine Einheit bilden.

Das ist der eine Pol; der andere ist der Zusammenhang der Dinge draußen, der Vorgänge, Zustände, Beziehungen; die anderen Menschen, wie sie leben und was sie tun, die Geschichte – kurz, die Welt, so weit beim Einzelnen die Kraft des Überschauens, die Fähigkeit des Erlebens zu ihr Beziehung findet.

Zwischen diesen beiden Polen, der Mitte in mir und der Welt um mich, spielt mein Leben. Immerfort gehe ich hinaus zu den Dingen, beobachte, erfasse, nehme Besitz, forme, ordne. Dann kehre ich in mein Inneres zurück, und dort frage ich mich: Was ist das? Warum ist das Ding so? Welchem anderen sieht es ähnlich, und wie unterscheidet es sich? Worin besteht

sein Wesen? Darin, in der Erkenntnis, vollendet sich erst, was ich draußen erfahren habe.

Wenn ich etwas tun will, arbeite ich nicht einfach darauf los, sondern überlege: Was ist hier zweckmäßig? Was verlangt die Situation? Ich entscheide mich, und so erst bekomme ich für mein Tun »draußen« Richtung und Ordnung.

Habe ich dann gehandelt, so besinne ich mich wieder und prüfe: War alles in Ordnung? Bin ich dem betreffenden Menschen gerecht geworden? Habe ich meine Pflicht getan?

Das alles ist vereinfachend gesagt. Das »Hinaus« und »Zurück«, und wieder »Hinaus« und abermals »Zurück« vollzieht sich nicht nur einmal, sondern unzählige Male; ist ein beständig geschehendes Spiel der Akte, aus denen sich das tägliche Leben bildet.

So beziehen beide Bereiche sich auf einander. Was draußen geschieht, wird von innen her gelenkt und beurteilt; das Innere wird von draußen her gerufen, geweckt, gespeist. Wenn wir uns fragen, welcher Mensch in dieser Hinsicht als wohlgeschaffen anzusehen sei, dann lautet die Antwort: Der, in dessen Leben diese beiden Pole im richtigen Verhältnis zur Auswirkung kommen; der sich weder draußen verliert, noch drinnen verspinnt; in dessen Leben vielmehr die beiden Bereiche im Gleichgewicht einander wechselseitig bestimmen und vollenden.

In unserer durchschnittlichen Wirklichkeit ist es aber anders. Darin haben die Dinge des äußeren Lebens eine gewaltige Übermacht. Die Fülle ihrer Gestalten; die Eindringlichkeit ihrer Eigenschaften; die Aufgaben, die sie uns stellen; ihr Wert, der das Begehren weckt; ihre Gefährlichkeit, die Furcht einflößt – alles das ist so stark, daß es das Übergewicht bekommt und unser Leben hinauszieht. So entsteht der »nach außen gewendete« Mensch, dessen Inneres schwach ist und stets schwächer wird.

Nun war das, aufs Ganze gesehen, schon lange der Fall; die

um die tiefere Bildung des Menschen Besorgten haben stets gewarnt. Doch wird heute der Zustand besonders gefährlich, weil die Reize, die auf den Menschen eindringen, so stark und vielfältig geworden sind und es immer mehr werden. Er steht immerfort im Getriebe; und nicht nur in Ordnungen, die ihn auffangen, sondern weithin in einem Chaos, das er nicht übersehen kann. Auch hat sich die »Veröffentlichung« des Daseins in einer beängstigenden Weise verstärkt: immer schneller und vollständiger wird das Geschehende berichtet, so unmittelbar, daß man versucht ist, zu sagen, der Bericht gehöre zum Geschehen; dieses vollziehe sich von vornherein vor den Linsen und Mikrofonen der Berichterstatter. Die Öffentlichkeit dringt immer rücksichtsloser ins persönliche Leben ein, so daß der private Bereich zusehends verschwindet. Die Umgrenzungen des Lebensvorgangs werden wie Glas, und die Menschen bewegen sich dahinter wie Fische im Aquarium, die man in allem Tun und von allen Seiten beobachten kann.

Es ist geradezu Symbol, daß das moderne Haus weithin die Wand aufgibt: der Mensch lebt, indem er drinnen ist, unmittelbar draußen und meint, dadurch werde er frei. In Wahrheit verdunstet die innere Welt. Und als ob das noch nicht genug wäre, wird die äußere noch ausdrücklich hereingeholt. Wir kennen ja die Wohnungen, in denen es nie ruhig wird, weil immerfort das Radio lärmt, oder der Fernsehapparat in die Stunden, während derer der Mensch bei sich selbst sein sollte, die Sensation des Weltgeschehens hereinträgt.

Hier entsteht der Mensch, der keine lebendige Mitte mehr hat. Immerfort läuft das Lebensgeschehen durch ihn hindurch und schwemmt ihn hinaus. Ihm wird eng, wenn er in seinem Zimmer ist; immer muß er fort. Er bringt es nicht fertig, allein zu sein; immer müssen Leute zu ihm kommen. Den Abend still mit einem Buch zu verbringen, käme ihm als vergeudet vor, weil er immer »etwas unternehmen« muß. Die Aufforderung gar, Aug' in Auge mit sich selbst das eigene

Leben – Begegnungen, Handlungen, Verantwortungen, Gesinnungen – zu überdenken, würde ihn in Verlegenheit bringen; er wüßte nicht, wie er es anstellen sollte, denn nach kürzester Besinnung würde er sich selbst entgleiten. Wenn es nicht noch schlimmer ist – daß er sich nämlich selbst gar nicht sehen will.

Das Leben eines solchen Menschen löst sich in Reaktionen nach außen auf. Er steht nirgendwo, sondern wird von tausend Einflüssen umhergeworfen. Er besitzt sich selbst nicht, sondern »kommt vor«, irgendwo. Er hat keine Überzeugung, sondern so, wie es sich aus den Anstößen ergibt, die ihn von außen treffen.

Das hat eine besondere Bedeutung im religiösen Leben. Was bildet den Kern aller Frömmigkeit? Das Bewußtsein von Gottes Wirklichkeit; daß Er »ist«, lebendig hier ist, wirkt, waltet, regiert.

Das entwickelt sich dann weiter und wird zum Bewußtsein, daß eigentlich Gott allein ursprünglich und aus sich selbst wirklich ist, alles Endliche aber nur »durch Ihn« und »vor Ihm«; daß Er allein souverän, schöpferisch wirkt und waltet, wir aber nur in Ihm wirken können. Frömmigkeit bedeutet, das Leben unter Seinen Augen zu führen.

Doch weiter: Fromm sein bedeutet, im Gespräch mit Gott zu stehen. Also vor allem Ihn anzureden. Wohin spricht man aber in Wahrheit, wenn man Gott anredet? Meistens in einen Nebel hinein – oder überhaupt nur vor sich hin, ohne das Bewußtsein eines »Du«. Wenn ich mit einem Menschen rede, suche ich mit meinen Augen die seinen, nehme Fühlung mit seiner Miene, so daß ich weiß, mein Wort geht in das Antlitz da; durch es in das, was sich darin ausdrückt: den Geist, der denkt; das Herz, das gesinnt ist; die Person, die da existiert. Aus seinem Antlitz fasse ich die Herwendung auf, die sich darin ausdrückt: ihn. Für das Anreden Gottes steht in den Psalmen der Ausdruck: »das Antlitz Gottes suchen«, ins

Angesicht Gottes hineinsprechen. Wann geschieht das aber? Fromm-sein heißt: »Gottes Angesicht suchen«; auf sein Angesicht hin leben. So liegt es im Sinn der Schöpfung, wie Augustinus es gesagt hat: »Zu Dir hin, o Gott, hast Du uns geschaffen.« (Bekenntnisse I 1,1)

Das kann ich aber nur, wenn ich bei mir zu Hause bin, meines Selbst mächtig; wenn der innere Raum offen, das Gegenüber deutlich wird – deutlich wenigstens, daß ich es meine. In dem Draußen, in dem ich mich meistens befinde; in dem Getriebe, das mich durchflutet, wird Gott sozusagen ausgewischt. Die vielen Bilder der Dinge, die vielen Gesichter der Menschen machen, daß das Antlitz Gottes – dieses Geheimnisvolle, das jeder kennt, der mit Gott umgeht – nicht deutlich werden, nicht gemeint werden kann.

So weit ist es aber nur erst ein Hinachten, Sich-Hinrichten des Menschen, noch kein Gespräch. Dazu gehört auch die andere Stimme, die Stimme Gottes. Ja – und damit bringen wir den Gedanken überhaupt erst in Ordnung – diese ist das Erste. Denn wir können ja Gott nur anreden, wenn Er sich anreden läßt; können das Wort zu Ihm nur sprechen, wenn Er es in uns löst.

Wie redet aber Gott in uns? Und wie gibt Er uns sein Wort zu verstehen und mit dem unsrigen zu antworten? Sein Sprechen und unser Hören und Antworten nennen wir »Gewissen«. Mit dem hat es eine wunderbare Bewandnis. Immerfort sind wir durch den Anruf berührt, den »das Gute« an uns richtet, das Rechte, das, was würdig ist, zu sein, und sein soll. Dieses Gute ist allumfassend und ganz einfach zugleich. Immerfort drängt es: »Tu mich... verwirkliche mich... trag mich in die Welt hinein, damit das Reich des Guten werde...« Darauf antwortet eine Stimme in unserer Mitte, das Gewissen – nehmen wir an, daß es so antworte! –: »Ja, ich will; aber wie soll ich das tun?« Und darauf folgt sozusagen ein Schweigen, denn das Gute ist so unendlich an Inhalt, wie einfach in der Form, daß es nicht einfachhin »getan« werden kann.

Dann aber bildet sich »die Situation«; hat sich vielleicht bereits gebildet und wartet. Mit der steht es so: Beständig strömt das Geschehen der Zeitlichkeit um mich dahin. Immer wieder aber fügen sich Dinge, Beziehungen, Vorgänge zu einem Bild: dieses Zimmer, dieser Mensch, dieses Gespräch, diese Not – und ich davor. In dem Bild besondert sich das Gute, als das, was jetzt und hier gefordert ist. Das wendet sich an mich, blickt mich an, ruft mich an: »Tu das, jetzt, hier!« Und das »Gewissen« ist die Fähigkeit, den Anruf zu vernehmen, zu verstehen und sich zu entscheiden: »Ja, ich will!«

Dieses Ganze kann man rein ethisch fassen. Dann bedeutet es das Bewußtsein, immer unter der sittlichen Verpflichtung zu stehen, und den konkreten Sinn dieser Verpflichtung jeweils aus der Situation zu erkennen. Den Kern des ganzen Zusammenhangs aber bildet das religiöse Verhältnis. Denn »das Gute« ist im Letzten Gott, seine Heiligkeit; und die Forderung, das Gute in die Welt hinein zu verwirklichen, ist Seine Stimme. Von mir aber verlangt Er, daß ich das Reich des Guten, Sein Reich, in der Welt verwirkliche, da, wo ich stehe, von Stunde zu Stunde, aus der Situation heraus, die ja immerfort durch Ihn, sein Walten und Führen, durch seine Vorsehung um mich her entsteht.

Die Fühligkeit für diese beständige Mahnung des Guten; die Fähigkeit, die Stunde als die Verdeutlichung seines Gebots und die gegebene Voraussetzung für dessen Verwirklichung zu verstehen; sie seinerseits in der Bereitschaft echten Gehorsams, andererseits in der Zuversicht eigenen Deutens und Sich-Entschließens zu erfassen – das alles ist nur aus einer inneren Haltung möglich, welche Aufmerksamkeit, Bereitschaft, also ein irgendwie vollzogenes Stehen vor Gott bedeutet, und das ist »Sammlung«. Nur ein gesammelter Mensch versteht die »Stunde«; ob sie nun einen großen Sinn hat – der größte war jener, von dem das Neue Testament mit den Worten spricht: »die Zeit ist erfüllt« (Mk 1,15) – oder einen schlichteren, daß etwa eine Entscheidung, von der viel abhängt, richtig gefällt

wird; bis zu dem alltäglichsten, der meint, daß jede Stunde im Leben ihre Bedeutung für das Reich Gottes hat... Alles das ist nur möglich durch eine innere Haltung, die eben Sammlung heißt.

Von hier geht der Gedanke weiter: Die ganze Existenz des Menschen vollzieht sich in der Ich-Du-Beziehung zwischen Gott und ihm.

Die Dinge sind durch Gottes Befehl geschaffen: »Er gebot, und sie waren da«, sagt der Psalm von den Gestirnen, und sie bestehen durch dieses Gebot, das sie in Wesen und Wirklichkeit hält. Beim Menschen ist es anders. Der Schöpfungsbericht drückt das Besondere der Weise, wie er geschaffen wurde, mit dem wunderbaren Bild aus, daß Gott sich über die zur Leibesgestalt geformte Erde beugt und ihr das lebensschaffende Element einhaucht. Damit ist gesagt, daß der Mensch nicht als Art, sondern als Einzelner im Geschaffenheitsverhältnis steht; als Einzelner von Gott gemeint ist. Gott erschafft ihn in das Ich-Du-Verhältnis zu Ihm selbst hinein. So vollzieht sich das Leben des Menschen in einem beständigen Gespräch. Durch alles, was ihm geschieht – ebenso auch durch jede Regung seines eigenen Lebens, redet Gott zu ihm. Die gläubige Haltung kann man geradezu so ausdrücken, daß er lernt, dieses Gespräch zu führen. Daß er alles, was an ihn kommt, und was er tut, in dieses Gespräch hineinträgt; es von Gott her versteht und auf Gott hin verwirklicht.

Wie soll das aber möglich sein, wenn der Mensch in einer ständigen Zerstreuung lebt? Immerfort draußen, hin- und hergezogen durch die Eindrücke, die auf ihn zudringen? Er kann jenes Existieren im Gespräch ja doch nur vollziehen, wenn die Mitte in ihm lebendig ist; wenn er achtsam ist, hörend, und hörend in einer Weise, die in Tat übergeht, nämlich »gehorsam« – gehorsam, wie wir heute sagen. Wirklich, der Mensch vollzieht die Grundweise seines Daseins nur in dem Maße, als er gesammelt ist.

Was da über das Ich-Du-Verhältnis zu Gott gesagt wurde, gilt in gemäßiger Weise aber auch gegenüber den anderen Menschen.

Seit einiger Zeit wird betont, unser Leben ruhe auf einer beständigen Verwirklichung der Ich-Du Beziehung zum Anderen. Man wird sich bewußt, daß die große Gefahr unserer Zeit der Massen und Maschinen darin besteht, daß der Mensch zur Sache gemacht wird. Wir werden darauf aufmerksam, daß der Akt, einen Menschen zu erkennen, sich in anderer Weise vollzieht, als wenn es sich um ein Ding handelt. Beim Ding sage ich: »das da« – beim Menschen: »du dort«. Darin öffnet sich erst der Sinn dessen, was »Person« heißt: des Wesens, das in seine Freiheit gestellt ist. Ebenso wie aus dem Ich-Du-Verhältnis das richtige Verhalten dem anderen Menschen gegenüber entspringt: die Ehrfurcht, die Treue, die Liebe.

Das ist aber nur aus einer Sammlung heraus möglich. Der Ungesammelte geht mit den Menschen wie mit Dingen um. Er zählt sie; ordnet sie unter Stichworte; gebraucht sie zu Zwecken, und verbraucht sie. Erst dann, wenn sich die eigentümliche innere Wachheit, die meinende Aufmerksamkeit bildet, die wir Sammlung nennen, wird es möglich, dem Menschen als Menschen zu begegnen. Die Gefahr aber, das nicht zu tun, daher die Notwendigkeit, hier eine Aufgabe zu sehen, wächst in dem Maße, als die Zahl der Menschen zunimmt, und, damit zusammenhängend, unser Leben von Maschinen bestimmt wird, die ja das, was sie handhaben, als Sache nehmen.

Aber wir müssen noch einmal weitergehen. Sogar das Menschenwerk – sagen wir vorsichtiger: das höhere Werk – kann nur aus einer Sammlung heraus verstanden werden. Wie soll man ein Kunstwerk in seinem eigentümlichen Wesen erfassen, wenn nicht so, daß sich ihm gegenüber eine Art Abglanz des Ich-Du-Verhältnisses bildet? Wodurch unterscheidet sich die Weise, wie ein wirklich Verstehender mit einem

Kunstwerk in die Einheit des künstlerischen Erfahrens eintritt, von jener, in der ein Händler es auf seinen Marktwert hin abschätzt? Offenbar doch in einer Zuwendung, einer Ehrfurcht, die nur aus der Sammlung heraus möglich werden. Freilich kostet das Mühe. Man braucht ja nur einmal zu beobachten, in welcher Weise die Menschen sich in einer Ausstellung, oder wie sie sich in einem Konzertsaal verhalten. Die meisten kommen in den echten Bezug gar nicht hinein, sondern versachlichen das Werk; man sieht es daran, wie schnell sie in die Haltung des Kritikers übergehen, vergleichen und abschätzen, daß heißt aber, das Kunstwerk als Objekt nehmen.

Auch hier bedarf es also einer Sammlung, und man sieht es dem Gesicht des Schauenden, Hörenden an, ob er dazu willens und fähig ist.

Ja man müßte wohl noch einen Schritt weiter tun und sagen, daß auch der Natur nur Jener wesensgerecht begegnet, der ihr aus einem irgendwie gesammelten Innern entgegentritt. Wodurch unterscheidet sich denn der Blick eines Menschen, der in einem Baum das Geheimnis des stillen, an den Ort gebundenen Lebens auffaßt, das die Tiefe der Erde, die Weite des Raumes und die Höhe des Himmels verbindet, von jenem des Forstmanns, der ihn daraufhin ansieht, ob er gefällt werden könne, oder des Holzhändlers, der seinen Verkaufswert berechnet?

Das Gleiche könnte man im Grunde von jeder Naturgestalt sagen. Und die größte Gefahr unserer Zeit mit ihrem Massentourismus und zum Geschäft gewordenen Erholungswesen besteht ja darin, daß sie diese Haltung immer seltener macht.

Heben wir noch einmal den Gedanken hervor, den wir zu Eingang dieser Überlegung bedacht haben: Die Tugend der Sammlung bedeutet, daß einem Menschen durch Anlage, Erziehung und Erfahrung deutlich geworden sei, wie das Leben zwischen dem Innen der Persönlichkeit und dem Außen der Welt, der tiefen Mitte und des weiten Ganzen

spielt. Daß er die Zerstreuung und Veräußerlichung, von der gesprochen wurde, in etwa überwunden und gelernt habe, die Mitte frei und wirksam zu machen.

Die Aufgabe hat zu allen Zeiten Menschen dazu geführt, eine eigene, sehr strenge Lebensform aufzubauen: die des Einsiedlers und des Mönches. Beide Begriffe meinen von ihrer sprachlichen Wurzel her das Gleiche: nämlich den Menschen, der willens ist, das Eigentliche zu finden. Derart entschieden, daß er nur das will; so geht er von allem Anderen weg und wendet sich ganz ins »innere Reich« – entweder als Einsiedler, das heißt, auch äußerlich Allein-Siedelnder, Wohnender, oder als Mönch, der wohl mit Anderen zusammenwohnt, aber in einer Gemeinschaft, deren Ordnung darauf angelegt ist, doch möglichst viel Allein-sein zu gewährleisten. Er holt seine Aufmerksamkeit, seine Neigungen und Kräfte aus der Weite des Weltbereichs zurück und sammelt sie ins Innere. Er richtet seine Aufmerksamkeit immer stetiger auf Gott, wie er im Inneren wohnt, und gewöhnt sich, vor Seinem Angesicht zu stehen, auf Sein Wort zu hören.

Wir können das nicht, denn wir leben in der Welt und haben unsere Aufgabe; stehen in Verbundenheiten verschiedenster Art und wissen uns ihnen verpflichtet. Aber wir müssen auch im Innern heimisch werden, sonst sind wir »zerstreute Menschen«.

Das geht nicht ohne Anstrengung, ernste und beharrliche Übung; nicht ohne Askese. Das Wort – es war bereits davon die Rede – besagt ursprünglich nichts anderes als »Übung«. Übung aber bedeutet, daß wir eine Kraft, die schläft, wecken; ein Organ, das unterentwickelt ist, zur Entfaltung bringen; eine falsche Gewöhnung abbauen und die richtige ausbilden, und so fort.

Etwa gehe ich nicht aus, obwohl es mich zieht, sondern bleibe zu Hause und suche »zu mir selbst zu kommen«, mit einer ruhigen Arbeit, einem Buch, oder auch ehrlichem Nachdenken. Und das ohne Künstlichkeiten und Spielereien, sondern

sauber und ernst. Wenn es aber zu Hause nicht still wird, oder ich kein eigenes Zimmer habe, dann gehe ich in eine Kirche, setze mich nieder und bin da mit mir allein... Oder: ich erlaube dem Spektakelkasten, dem Rundfunkapparat nicht, mir mit seinem Geschrei und Gedudel die Stille zu zerstören, sondern schalte ihn ab. Widerstehe dem Drang, den Fernsehapparat anzustellen, und ihm dann stundenlang ausgeliefert zu sein, sondern lese etwas Vernünftiges. Von der Illustrierten, diesem Haufen von Sensation, Indiskretion und Schamlosigkeit, gilt das Gleiche: ich weigere mich, von ihm, und sei es nur für eine Viertelstunde, in Besitz genommen zu werden... Wenn ich durch die Straße gehe, dringt all das Reizwesen der heutigen Zeit auf mich ein, der Verkehr, der Lärm, die Menschen, die Reklamen, die Schaufenster mit ihrem Auslagen. Von überall her ruft es mich, zieht es an mir, holt mich von mir selbst weg. Welch wichtige Übung, dem zu widerstehen; sich nicht zerreißen zu lassen; ruhig und bei sich selbst zu bleiben – und so fort.

Immerzu will der Mensch – der heutige ganz besonders – zu Anderen gehen, reden, hören, mitmachen. Immerzu will er etwas sehen, soll etwas geschehen. Bis zur Sucht will er das, und wenn er es nicht hat, wird er unruhig und es treibt ihn hinaus. Wer erkannt hat, welch kostbares Gut es ist, gesammelt zu sein, muß das überwinden – sagen wir bescheidener: immer mehr zu überwinden suchen. Es ist wirklich eine Sucht; und Süchte zu überwinden, ist schwer, weil da der Drang in die Nerven gegangen ist. Es dauert lange, bis er nachläßt, aber er kann ins Maß gebracht werden.

Zugleich muß aber auch das Positive geschehen: das Standfassen in der inneren Welt, das Zu-sich-kommen, die Unabhängigkeit von innen her... Der Leser darf das Gesagte nicht als Moralpredigt auffassen, sondern realistisch, als aus Erfahrung gesagt; als Hinweis auf den Weg zu einem Leben, das lohnt. Denn die Zerstreuung, das beständige Draußen-sein macht ja doch leer. Wenn man sich vorzustellen sucht, wohin

diese zerfahrene Lebensweise treiben werde, dann kommt man auf den Gedanken, das Ende werde eine rettungslose Langeweile sein, unterbrochen durch Ausbrüche verzweifelter Ungeduld... Also muß man sich dem entgegenstellen, um des Lebens willen, damit es Sinn behalte.

Das kann nur so geschehen, daß ich mich immer wieder prüfe: Wie war das heute? Habe ich mich selbst im Besitz gehabt? Oder war ich nur gehetzt? Ist mein Leben vielleicht so, daß ich gar nicht zu mir kommen kann? Und was muß darin anders werden? Und das im Ernst; nicht mit der unehrlichen Resignation, die aufgibt, weil sie es im Grunde gar nicht anders haben will.

Dann, und vor allem: Gottes Angesicht suchen. Verwirklichen, was die Grundwahrheit meines Daseins ist: Gott ist der Ewig-Seiende, der allein aus sich Lebendige. Er ist hier. Er ist »Der, der da ist«. Ich aber bin durch Ihn; bin hier vor Ihm; bin ich selbst nur, weil Er mich will...

Dieses »Er und ich... ich vor Ihm... ich durch Ihn«; dieses Lauschen auf sein Wort; dieses Suchen und Sprechen: »Du, Gott« – das macht das Innere lebendig und fest.

Eine solche Innerlichkeit ist das Gegengewicht gegen die Masse der Dinge, die Menge der Menschen und das Getriebe des äußeren Geschehens; gegen Öffentlichkeit, Mode und Reklame... Sie ist auch – nach den Erfahrungen des vergangenen halben Jahrhunderts müssen wir das betonen – das einzige wirkliche Gegengewicht gegen die Gewalttätigkeit des Staates. Des modernen, rationalisierten, technisierten Staates, der immer in Gefahr steht, zum Massenstaat und als solcher totalistisch zu werden, und der den Menschen, um ihn beherrschen zu können, ich-los, innerlichkeits-los machen muß.

Die Offenbarung sagt uns, daß der Mensch Gottes Ebenbild ist – so ist Gott des Menschen Urbild, und von dessen Wesen her öffnet sich uns, in der Weise, die solchem Gedankengang

gesetzt ist, ein Weg zu Ihm. Mithin dürfen wir sagen, daß Er in vollkommener Weise gesammelt sei: durchführend, durchkennend.

In der Geschichte der abendländischen Metaphysik gibt es einen Versuch, dem Wesen des Geistes näher zu kommen, der sagt: Ein Seiendes steht um so höher im Rang, je reicher und zugleich je einfacher es ist. Der Geist ist in entscheidender Weise einfach, da er nicht geteilt werden kann; aber er gliedert sich durch seine verschiedenen Akte und deren Nebeneinander in der Folge der Zeit; durch seine Beziehungen zum Körper, den er beseelt, und zu den Dingen, auf die er sich richtet.

Der souveräne Geist, Gott, ist ganz einfach. Er enthält in sich die Fülle des Lebens in der reinen Einfachheit des Seins. Er ist ganz gesammelt, selbsteinig, darum Seiner ganz mächtig und selig.